

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 36

Artikel: Das verlorene Lachen [Fortsetzung]

Autor: Keller, Gottfried

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 36 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 10. September 1921

— Nächtliche Verse. —

Von U. W. Zürcher.

Hört die Stimmen stiller Nächte,
Wenn durch ungeheure Sphären
Welteneingeborene Mächte
Endlos Licht um Licht gebären.

In den Nächten sieht man weiter,
In den Nächten erst wird's helle;
Fernen werden uns erst heiter,
Wenn verhüllt des Tages Schwelle.

Schönheitsvolle Riesenreigen
Rätselhafter Lebewelten
Schimmern, wenn die Stimmen schweigen,
Die des Tags so gellend gelten.

Feuerglänzend ziehn dort Bahnen
Hin durch unfaßbare Räume,
Wärmequellen, die uns ahnen
Lassen Wahrheit stillster Träume.

Harmonien größter Welten,
Aus dem Chaos einst geboren,
Die nun dauern, die nun gelten,
Die dem Geist nun unverloren,

Schüttern unsre Sehnsuchtsfinne,
Lassen unser Herz erbeben.
Andachtsvoll wird es uns inne,
Daß wir leben gleiches Leben;

Laßt uns blicken nach den Sternen,
Nach den Weltenharmonieen,
Die in undenkbarnen Fernen
Herzensnah vorüberziehen.

Und in deiner zagen Seele
Wird auch dir ein Stern erblühen.
Sieh, schon blickt er dir Befehle!
Laßt mit Kraft dich schon durchglühen.

Daß die gleichen Lebenswellen,
Die die Welten weit durchflutten,
Auch das eigne Sein erhellen,
Auch für uns sind Spur des Guten.

Harmonien, welche Sonnen
Führten aus des Chaos Grauen,
Sind auch unsre Lebensbronnen,
Lassen Weg und Ziel uns schauen.

Wenn des Schicksals ehrner Hammer,
Wenn die ungelösten Fragen
Und des Tages Streit und Jammer
Unsre Seelenwelt zernagen,

— Das verlorene Lachen. —

Erzählung von Gottfried Keller.

Plötzlich entdeckte ein bleicher Genosse, der vorzugsweise als der Idealist bezeichnet wurde, das gemalte nächtliche Tapetenvaterland und benutzte es sofort zu einem feurigen Trinkspruch auf das herrliche, teure, das schöne Vaterland, das den Verein wackerer Eidgenossen hier so recht als engere Heimat umschließe. Und da auch diese Armen im Geiste und an Glück das Vaterland liebten, so fand er einen lauten Widerhall und es wurden alle bekannten Vaterlandslieder angestimmt. Nur einige ungerührte Gesellen machten sich nichts daraus und schleuderten, da sie eben Heringe aßen, die Heringsselen geschickt an die ewigen Eisfirnen empor, die über ihren Häuptern hingen, daß jene dort leben blieben.

Hierüber murerten die andern und der ideale Redner verwies den Uebelhätern ihre gemeine Gefinnung und rief, sie hätten ihre eigenen Heringsselen dem Vaterland ins

Angesicht geschleudert und die reinen Alpenfirnen beschmutzt. Doch jene lachten nur und riefen: „Selbst Heringsselen!“ so daß es abermals Streit und Lärmen gab.

Zukundus legte die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf und seufzte tief.

Jetzt ertönte mitten in dem Tumult die dünne Fischtastimme eines gewesenen Gemeindesäckelmeisters, der vergeblich jenes Lied zu singen suchte, welches Zukundus auf dem Wege zum Gesangfeste durch den Wald gesungen hatte; endlich besann sich der Sänger auf die Schlußworte und freischrie in schrillem Tone:

In Vaterlandes Saüs und Brause,
Da ist die Freude sündenrein,
Und lehr' ich besser nicht nach Hause,
So wird' ich auch nicht schlechter sein!

Da erinnerte sich Zukundus des schönen und glücklichen Tages, an dem er Justine zum ersten Male gesehen hatte, und verbarg sein Gesicht noch tiefer, indem er mit Mühe bittere Tränen zurückhielt.

Inzwischen gedachte auch Justine mit größerer Sehnsucht der Tage, wo sie dem Zukundus zuerst begegnet war, und sie hätte ihn gern aufgesucht und ihr Unrecht gut gemacht, wenn nicht immer die Verhältnisse dazwischen getreten wären. Vorher war sein Anschluß an die Volksbewegung und sein besonderer Umgang mit dem verlorenen Häuflein das Hindernis, weil ihre ganze Familie und Freundschaft auf der anderen Seite stand und man dort nur die düstersten Anschauungen von der Sache hegte.

Sie hatte sich daher, um ihre Gedanken zu beschäftigen und ihr Gemüt zu befriedigen, mit erneutem Eifer dem Pfarrer und der Kirchenpflegerischen Tätigkeit hingegessen und ihr Wirken auch auf weltliche Dinge ausgedehnt. Sie wurde Vorsteherin nach allen möglichen Richtungen hin und brauchte jetzt viele und gute Schuhe, die sie sich stärker als früher anfertigen ließ, da sie stets auf der Straße zu sehen war von Schule zu Schule, von Haus zu Haus, von Sitzung zu Sitzung. Bei allen Zeremonien und Verhandlungen, öffentlichen Vorträgen und Festlichkeiten saß sie auf den vordersten Bänken, aber ohne daß sie Ruhe gefunden hätte oder das leiseste Lächeln auf ihr blasses Gesicht zurückgekehrt wäre. Die Unruhe trieb sie selbst wieder in einen musikalischen Verein, den sie seit lange verlassen, und sie sang ernsten Gesichtes und mit wohltönender Stimme, ohne jedoch die mindeste Fröhlichkeit zu erreichen. Der Arzt wurde sogar bedenkllich und sagte aus, der melodisch vibrierende Klang ihrer Stimme lasse auf beginnende Brustkrankheit schließen und man müsse zusehen, daß sie sich schone.

Alle fühlten wohl, was ihr fehle, wußten ihr aber nicht zu helfen und wurden unversehens selber hilfsbedürftig; denn es brach eine jener grimmigen Krisen von jenseits des Ozeans über die ganze Handelswelt herein und erschütterte auch das Glorsche Haus, welches so fest zu stehen schien, mit so plötzlicher Wut, daß es beinahe vernichtet wurde und nur mit großer Not stehen blieb. Schlag auf Schlag fielen die Unglücksberichte innerhalb weniger Wochen und machten den stolzen Menschen die Nächte schlaflos, den Morgen zum Schreden und die langen Tage zur unausgesetzten Prüfung. Große Warenmassen lagen jenseits der Meere entwertet, alle Forderungen waren so gut wie verloren und das angesammelte Vermögen schwand von Stunde zu Stunde mit den hochprozentigen Papiere, in welchen es angelegt war, so daß zuletzt nur noch der Grundbesitz und einiges in alten Landestiteln bestehende Stammvermögen vorhanden war. Aber auch dieses sollte dahingeopfert werden, um die eigenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche im Augenblide des Sturmes bei dem großen Verlehrre gerade bestanden.

Die Männer rechneten und sprachen miteinander bleich und still Tage und Nächte lang, und die Hausordnung schien erstarrt zu sein. Die Dienstboten arbeiteten ohne Befehl und bereiteten das Essen, aber niemand aß oder wußte, was er aß. Die Uhren ließen ab und wurden kummervoll aufgezogen, nachdem sie tagelang still gestanden. Die Zeit mußte dann zusammengesucht werden, wie man in der Fin-

sternis ein Lichtlein am andern anzündet, um sehen zu können. Einige junge Räuber, welche bis zum Tage des Unglücks der Zeitvertreib und das Spiel von alt und jung gewesen waren, wurden plötzlich gar nicht mehr gesehen und zogen sich mit ihren kleinen Sprüngen schüchtern in einen Winkel zurück, und als nach geraumer Zeit einige Seelenruhe wieder in das Haus gekommen war, wunderten sich alle, daß die Räuber unter ihren Augen auf einmal groß geworden seien.

Als es hieß, daß, wenn die Ehre des Hauses gerettet und alle Schulden bezahlt sein werden, nicht eines Talers Wert mehr im Besitze der Familie bleibe und sie, gänzlich verarmt, von neuem anfangen müßten, stand die Frau Gertrud, die Stauffacherin, und schlotterte an ihrem ganzen Leibe; sie mußte niedersitzen.

Justine dagegen, Schred und Furcht vor der Armut im Herzen, faßte sogleich Gedanken der Selbsthilfe. Sie wollte mit ihren Kenntnissen augenblicklich in die Welt hinaus und nicht nur sich selbst, sondern auch Vater und Mutter erhalten, und sie entwarf abenteuerliche Pläne mit fiebriger Hast.

Allein nun trat die Mutter wiederum auf und erklärte, daß sie einen guten Teil des Vermögens als Weibergut beanspruche, um das Haus zu retten und ein fernes Bestehen möglich zu machen. Die Männer sollen mit den Gläubigern ein Abkommen treffen, wie das fast an allen Orten jetzt geschehe.

Die Männer schüttelten finster die Köpfe und sagten, das könnten und wollten sie nicht tun; lieber wollen sie arm werden und auswandern und in anderm Lande Tag und Nacht arbeiten, um wieder zu etwas zu kommen.

Doch die Stauffacherin hatte jetzt ihre Kraft und Bredsamkeit wieder gewonnen; sie bestand auf ihrer Meinung und zeigte an mehreren Beispielen, wie durch solch ein besonnens Verfahren der Sturm überstanden, die Zukunft gerettet und später auch jede billige Verpflichtung noch gelöst und zu Ehren gezogen worden sei.

Alles dieses war gewissermaßen noch das Geheimnis des Hauses. Die vielen Arbeiter kamen nach wie vor mit ihren Geweben und Gespinsten und erhielten ihren Lohn und neue Arbeit, weil jede Entschließung angstvoll hinausgeschoben wurde. Mit jedem Tage längerer Zögerung wankten die Männer mehr in ihrem Vorsatz strenger Pflichterfüllung, bei welcher sie als wahrhaft Freie vor niemandem die Augen niederzuschlagen brauchten. Schon war die Stauffacherin im Begriffe, obzusiegen, und in der festen Überzeugung, daß sie nur im besten Rechte handle, denn sie besaß ein Weibergut; da stiegen aber die Alten vom Berge herunter, der Eghaumer und seine Frau, um gegen die Machenschaft aufzutreten und sie zu verhindern. Der Alte konnte nicht sprechen, weil er von dem den Kindern widerfahrenen Unheil, selber stark am Besitze hängend, angegriffen war. Er setzte sich hustend auf einen Stuhl und hieß die Alte reden.

Diese legte ein Bündel vergilbter Pfandbriefe auf den Tisch und sagte, da brächten sie, die Alten, was sie erhauset, um den guten Namen retten zu helfen; aber es müßten alle Schulden bezahlt werden und keine Machenschaft mit dem Frauenvermögen dürfe stattfinden. Sie sprach mit so be-



Beim Frühstück. Nach einem Gemälde von Julius Mehder.

redten und starken Worten, daß sie in ihrer weißen Zopfhaube die wahre Stauffacherin zu sein schien und die letztere sich weinend ans Fenster stellte.

Solcher Kleinhmut wurde ihr von der Alten verwiesen, die aber gleichzeitig bemerkte, daß in dem wohleingerichteten Zimmer, wo die ganze Familie sich eben befand, das Klavier und die Spiegeltische mit Staub bedeckt waren; und unverweilt begann sie, denselben mit ihrem Schnupftuch abzuwischen.

Die Familie entschloß sich zu der strengen, gegen sich selbst harten Handlungsweise und blieb in Frieden und Ansehen. Der freie Grundbesitz wurde verpfändet und der Geschäftsvorkehr nicht unterbrochen; allein zurzeit waren alle Glieder des Hauses arm, wie die Kirchenmäuse, und keines hatte einen Franken für Unnötiges oder für eine Liebhaberei auszugeben.

So fiel auch die Vorsteuerschaft und der Glanz Justines in Kirche und Gesellschaft dahin und sie hielt sich still und beschämte im Verborgenen. Sie ertrug aber diese gänzliche Mittellosigkeit nicht und verschaffte sich im geheimen, nach Art verarmter Frauen aus der oberen Schicht, allerlei feine weibliche Handarbeit, um einiges Taschengeld zu verdienen. Sie wußte dabei nicht, daß sie der ganz hilflosen Witwe, der verlassenen Waise, die sich auf gleiche Weise kümmerlich nährte, das Brot vor dem Munde wegnahm, um ihrem Triebe nach Besitz genug zu tun. Je merklicher sich die bescheidenen Geldsummen vermehrten, welche sie so erwarb,

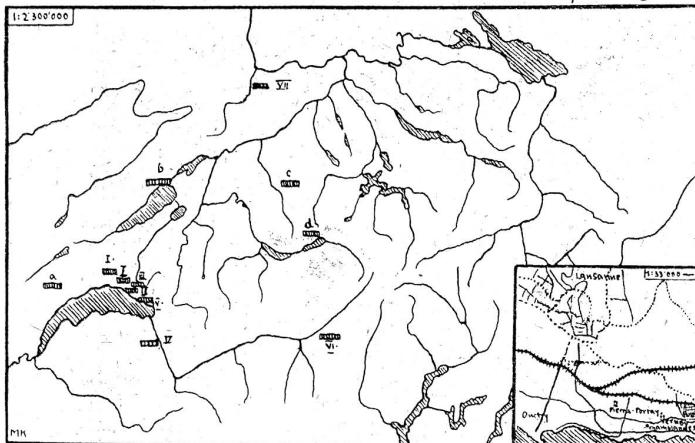
desto eifriger und fleißiger war sie bei der Arbeit, die sie mit ihrer Energie und Geschicklichkeit in beträchtlicher Menge an sich zog und bewältigte, also daß die Leute, welche die Waren bestellten und verkauften, ihr von derselben kaum genug zuwenden konnten und sie anderen entziehen mußten.

Die unausgesetzte Beschäftigung war ihr umso liebster, als sie während der Arbeit ihren schweren Gedanken entweder nachhängen oder dieselben zerstreuen, die schwachen Hoffnungen auf ein wiederkehrendes Glück erwägen konnte. Die Mutter war mit im Geheimnis; sie hatte in ihrem Stolze zuerst dagegen angekämpft; doch als sie in Justines Erwerb für sich selbst die Mittel fand, manche Nebenausgabe zu bestreiten, für die sie die Kasse der ängstlich und unverdrossen arbeitenden Männer nicht mehr anzusprechen wagte, fügte sie sich leicht dem Sinne der Tochter.

Allein Vater und Brüder wurden endlich aufmerksam; sie wunderten sich, wo die vielen Stichereien und Stridarten eigentlich blieben, die unaufhörlich zu stande kamen, und gerieten schließlich hinter das Geheimnis. Nun wollten sie aber, während sie sich alle Entbehrungen auferlegten und ihre Wagen, Luxuspferde und dergleichen alles verkauft hatten, doch nicht für Leute gelten, die nicht mehr vermöchten, ein paar Weiber zu erhalten, und fanden es ungehörig, daß diese selber um Handarbeit ausgingen, indessen arme Arbeiterinnen solche im Hause suchten und fanden.

Die Sache wurde daher mit Entschiedenheit unterdrückt, Justine angewiesen, für ihre Bedürfnisse, wie früher, das

Die neolithischen Hockergräber der Schweiz.



Nötige zu verlangen und sich keinen Zwang anzutun; denn sie wisse ja, daß sie um diesen Preis nicht feil sei. Justine jedoch konnte in ihrem gesangenen Sinn nicht über die Frage hinwegkommen. Sie verfiel immer mehr in die frische Sucht nach Selbständigkeit, welche die Frauen dieser Zeit durchfiebert wegen der etwischen Unsicherheit, in welcher die Männer die Welt halten. Sie grübelte und brütete und entwarf zuletzt den Plan, anderwärts als Lehrerin ein Unterkommen zu suchen. Wenn sie dabei an die Hauptstadt mit ihren zahlreichen Schulanstalten dachte, so wirkte die stille Hoffnung mit, dort eher ihrem Manne wieder begegnen zu können als im Elternhause, wo jetzt härter über ihn geurteilt wurde, als früher, obwohl bekannt war, daß es ihm nun gut gehe.

Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so zögerte sie nicht, ihn auszuführen, und begab sich zu dem Pfarrer, um dessen Rat und Vermittlung zu finden. Erst auf dem Wege nach dem Pfarrhof fiel ihr ein und auf, daß der geistliche Herr, der sonst ein Freund des Hauses gewesen, seit dem Unfall, der es betroffen, nie mehr in demselben erschienen war, daß er auch niemandem gemangelt und niemand daran gedacht hatte, sich ihm mitzuteilen und seinen Trost zu hören.

Eine fröstelnde Empfindung durchschauerte sie, als sie ferner plötzlich bedachte, daß sie selber seit mehreren Monaten nicht mehr in der von ihr geschmückten Kirche gewesen sei. Sie stand still und suchte sich den seltsamen Zustand zurechtzulegen, aber es gelang ihr nicht in der Schnelligkeit. Umso rascher eilte sie wieder vorwärts, wie um Licht zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die steinzeitlichen Hockergräber der Schweiz.

Der uralten Sitte der Völker, ihre Toten der Mutter Erde zurückzugeben, auf daß dieser zurückgegeben sei, was sie geschaffen, verdankt die Urgeschichtsforschung ihr vornehmstes Studienmaterial. Denn in den alten Grabstätten finden sich gewöhnlich Beigaben wie Waffen, Geräte, Schmuck, die über die Kultur, der die Grabbewohner und ihre Angehörigen zugehörten, mehr oder weniger bereite Auskunft geben. Diese Funde werden nämlich auf das sorgfältigste untersucht, die Knochen von Anthropologen, die Artefakten (die von Menschenhand erstellten Gegenstände) vom Urgeschichts-

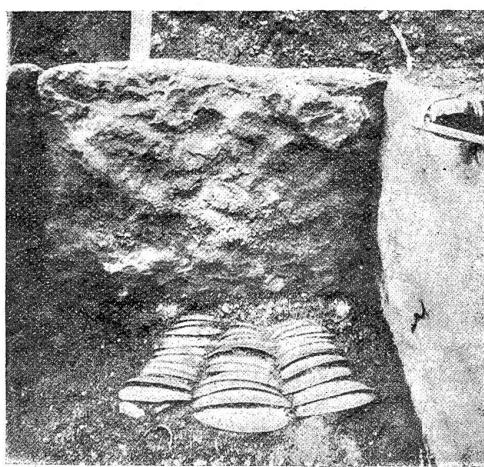
forscher selbst; sie werden gemessen, beschrieben, abgebildet, registriert und mit den Funden anderer Orte verglichen; Übereinstimmendes wird auf gleiche Linie gebracht; Schlüsse, die frühere Forscher gezogen, werden nachgeprüft, Lücken tunlichst ausgefüllt. So wird das Erkenntnisneß, in dem die Wahrheit in des Wortes tiefster Bedeutung eingefangen werden soll, immer dichter gestopft von den Gelehrten aller Welt.

Wie schwere und mühsame Arbeit diese Wahrheitssucher zu vollbringen haben, zeigt gerade das Beispiel der Hockergräber. Der bernische Archäologe Dr. O. Tschumi, Dozent der Urgeschichte an der Berner Hochschule, veröffentlichte kürzlich im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde“ eine zusammenfassende Darstellung über die steinzeitlichen Hockergräber der Schweiz, die einen interessanten Einblick gestattet in die Werkstätte des Urgeschichtsforschers. Wir legen die Arbeit Otto Tschumis unserem Aufsatz zugrunde.¹⁾

Unter Hockergrab versteht man ein — meist vorgeschichtliches — Grab, dessen Inhalt aus einem Skelett besteht, das deutlich die Hockerstellung zeigt. Oft sind zwei oder sogar mehrere solcher Hocker in einem Grabe zu finden. Die Grabbeigaben sind spärlich; wo sie vorliegen, geben sie nur Rätsel auf. Das Hockergrab als Ganzes ist ein großes Rätsel.

Weber hundert Fundorte sind der Forschung bekannt. Sie erstrecken sich über viele Länder der Erde. Relativ viele Hockergräber weist die Schweiz auf. Die folgenden Ortsnamen bezeichnen die schweizerischen Fundstellen: Pierra-Vortan (bei Lausanne), Pully-Berner (ebendort), Chamblades (östlich von Dugges), Lutry-Châtelard, Lutry-Montagny, Montreux-Châtelard, Collombey-Muraz, Glis (bei Brig), Visp (Basse-Val), Niederried (Brienzersee), Beurnevésin-Porrentrun, Yens (Waadt), Burgäschli (Kt. Solothurn), Schweizerbild (Schaffhausen) und St. Blaise. Der ergiebigste Fundort war Chamblades, wo die Gräber nach Hundertenzählten und in Gruppen von 5—7 Gräbern in je 10—20 m Entfernung untereinander angelegt waren.

Die Form der Hockergräber ist fast durchwegs dieselbe. Aus vier aufrechtstehenden Steinplatten, die mit Riefeln seitlich gestützt sind, und einer Deckplatte ist eine Steinfläche von 1—1,2 m Länge und circa 50 cm Höhe und Breite erstellt. In diesem engen Grabraum konnten auch die der kleinen Urmenschenrasse angehörenden Toten nur in sitzender Stellung Platz finden. Die Gräber zeigten in der Regel die Richtung O—W, die Toten waren dem Sonnenaufgang zugekehrt.



Chamblades 1901. Grab 1. Anordnung der Eberzahnlamellen.

Urm. 1) Das Berner Gymnasium legt die verdienstvolle Arbeit als Broschüre seinem diesjährigen Jahresberichte bei und setzt damit in begrünster Weise die Reihe der alljährlichen wissenschaftlichen Beilagen, die durch den Krieg auf kurze Zeit unterbrochen war, fort. Ihr entstammen auch unsere Illustrationen; die Direktion des Schweiz. Landesmuseums stellte uns die Druckstücke dazu in gütiger Weise zur Verfügung.